

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 12

Artikel: Zwei Telegramme
Autor: Graf, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wischen? steht als bange Frage auf ihren offenen Gesichtern geschrieben. Meist lässt man sie durch. Der Beamte hat ein geschultes Auge für getarnte Raffiniertheit und kennt die Sorgen und Freuden junger Autostoppler und Wanderburschen, die meist reisen, erleben, sehen, aber nicht bewusst und organisiert schmuggeln wollen.

Neben einem waschechten Bayern in seiner originellen krachledernen Hose erscheint ein hagerer

Inder mit Turban. Welche Gegensätze! Die beiden sehen dicht nebeneinander am Zollschalter so drollig aus, dass wir uns mit den Ellenbogen leise in die Seite stossen.

Wohin? Woher? Wozu die Reise? Die Zollbeamten sehen und hören manches: Geschäftsreisende, Hochzeitspaare, Abenteurer und Stellen suchende. Sie kennen den Pass des Inders wie des hausbackenen Bauern. h.

Zwei Telegramme

Es ist zehn Uhr abends, meine Gattin sitzt neben dem Radioapparat, der die gewohnte Unterhaltungsmusik überträgt, und strickt. Ich liege auf dem Diwan und lese die Abendzeitungen. Ein kleiner elektrischer Ofen heizt den Raum notdürftig. Wir haben eben erst das Abendbrot gegessen, und keines von beiden hat Lust auszugehen, auch wenn es Samstagabend ist und im Kino «Rex» ein schöner Film läuft.

«Wir bleiben lieber zu Hause», hat meine Gattin gesagt, und ich habe ihr zugestimmt. Es wird halb elf, dann elf Uhr, und ich habe die Zeitungen fertig gelesen. Ich gähne und schaue zu meiner Frau hinüber, die immer noch emsig strickt und dazu Radio hört.

«Wollen wir nicht schlafen gehen?» frage ich.

«Wie du willst», antwortet sie und unterdrückt ebenfalls ein Gähnen. Ich erhebe mich, als plötzlich das Telephon klingelt. Ich nehme den Hörer ab.

«Hallo, wer spricht?» frage ich.

Eine ferne Stimme antwortet: «Bist du es?»

Sie hat meine Stimme erkannt, wie ich die ihre, auch wenn seither zehn Jahre vergangen sind. Ich blicke verstohlen zu meiner Frau hinüber. Sie sitzt immer noch ruhig beim Radio und hört Wiener Walzer.

«Ja», antworte ich leise ins Telephon, «ich bin es persönlich.»

Die Stimme am andern Ende des Drahtes wird für einen kleinen Augenblick lang unsicher und sagt:

«Bist du allein?»

Ich räuspere mich und erwidere: «Nein.»

«Es tut mir leid», antwortet die Stimme, und nach einem kurzen Schweigen fährt sie weiter:

«Kannst du nicht einen Augenblick ausgehen? Ich bin hier, auf dem Bahnhof, und habe zwei Stunden Aufenthalt. Es würde mich freuen, dich

zu sehen, André.» Dann schweigt die Stimme, um nach einer Weile zu sagen:

«Nun, geht es oder nicht?»

Und ich antworte leise: «Es geht gut; warte auf mich», und hänge den Hörer auf.

Alice, meine Frau, sieht mich etwas beunruhigt an und fragt: «Was ist los?»

Aber ich lächle beruhigend und sage:

«Weisst du, Herr Grossmann ist auf der Durchfahrt nach Zürich und bittet mich, ihn auf dem Bahnhof zu treffen, da er mir für unsern Generaldirektor einen wichtigen Auftrag ausrichten muss. Ich konnte ihm nicht gut nein sagen, obwohl es mir sehr unangenehm ist, bei dieser Kälte noch auszugehen», lüge ich und bin selbst erstaunt, wie schnell ich diese Lüge bereit hatte.

«Nun, wenn du eben gehen musst», meint Alice, nun wieder beruhigt, und fügt noch fürsorglich bei:

«Zieh dir auf jeden Fall das wollene Halstuch an!» Dann begleitet sie mich bis zur Türe und bittet mich, bald zurückzukommen, da sie mich erwarten werde.

«So schnell wie möglich», verspreche ich ihr.

Draussen ist es sehr kalt, und der Schnee unter meinen Füssen ist gefroren. An der nächsten Strassenecke warte ich frierend auf das Tram. Es ist jetzt etwas nach 11 Uhr, und die Stadt scheint ausgestorben zu sein. Auch das Tram, welches mich zum Hauptbahnhof bringt, ist fast leer. Die Bahnhofshalle ist verlassen, und ich begebe mich eilig in das Buffet erster Klasse, wo fast alle Tische besetzt sind. Aber ich sehe sie sofort, auch wenn sie ganz an der Wand sitzt. Sie ist noch genau wie vor zehn Jahren; sie hat die gleiche weisse Haut und die gleichen blauschwarzen, lockigen Haare. Wie immer, ist sie auch jetzt sehr elegant gekleidet.

Wir begrüssen einander und sitzen eine Weile

wortlos da. Nein, Evelyne war für mich nicht die grosse Liebe, die ein ganzes Leben umkrepeln kann. Als wir auseinander gingen, habe ich nicht geweint und war nicht verzweifelt. Auch Evelyne hat nicht um mich geweint. Es gab keine überschwenglichen Abschiedsszenen, und in der Folge schrieben wir uns auch keine langen Briefe. Nein, es war und ist kein einziges Symptom eines grossen Liebesdramas vorhanden. Evelyne ist für mich eine schöne Jugenderinnerung, und ich stelle zweifellos das gleiche für sie dar, auch wenn in der Zwischenzeit einige graue Strähnen auf meinem Kopfe zu sehen sind.

«Nun bist du also verheiratet?» beginnt Evelyne. Ich beachte, dass sie diese Tatsache als selbstverständlich hinnimmt. Sie lächelt und meint plötzlich:

«Erinnerst du dich an die zehn Tage, die wir miteinander verbrachten? Wir waren sehr glücklich.»

O ja, ich erinnere mich gut. Ich traf Evelyne damals im Zug. Sie gehörte einer Schauspielertruppe an. Ich hatte mich sofort in sie, in ihre etwas exotische Schönheit, verliebt und folgte ihr in die kleine Provinzstadt, wo ihre Truppe während zehn Tagen Vorstellungen gab. Und während diesen Tagen waren wir beständig zusammen. Es war eine schöne Erinnerung und ein Teil meiner Jugendzeit.

«Ich fahre nach Zürich», sagte Evelyne in meine Betrachtungen hinein, blickt mir dazu gerade in die Augen und flüstert:

«Warum kommst du nicht mit? Stelle dir vor: wir zwei während zehn Tagen in Zürich; zehn Tage wie damals. Es ist wahr, seither sind viele Jahre vergangen, aber das ist nicht so wichtig. Hier und da muss man im Leben wieder die Jugenderinnerungen auffrischen, André.»

Ich bin auch der Meinung, dass es schön wäre; auch ich würde gerne beim Auffrischen der Jugenderinnerungen mithelfen. Aber meine Frau? Vor zehn Jahren war all dies noch nicht vorhanden, weder Frau, noch Haus, noch Arbeit und Verpflichtungen. Ich war damals noch Student und frei von jeglicher Verpflichtung.

«Kommst du?» fragt Evelyne leise, indem sie aus ihrer Handtasche ein kleines Stück Papier hervor nimmt und bedächtig ihre Adresse darauf schreibt, die sie mir überreicht. Dann wirft sie einen Blick auf die Uhr, erhebt sich und wiederholt ihre Frage:

«Kommst du?»

Ich antworte nicht.

«Kommst du?»

«Vielleicht, Evelyne, ich weiss noch nicht, aber es kann sein.»

«Du musst mir ja sagen, André, bitte!»

«Aber Evelyne, verstehst du, ich habe Verpflichtungen ...»

Eine Stunde nach Mitternacht bin ich wieder zu Hause, wo mich Alice, meine Frau, im Wohnzimmer erwartet. Nach der Unterredung mit meinem Geschäftsfreund befragt, antworte ich wiederum mit einigen Lügen, fable etwas von einem wirklich wichtigen Auftrag für den Generaldirektor und richte ihr Grüsse von dem erfundenen durchsiedenden Herrn Grossmann aus. Dann gehen wir zu Bett. Aber ich kann nicht schlafen, sondern liege nur unbeweglich, mit geschlossenen Augen da und denke an Evelyne, an ihr Lächeln, an ihr Parfüm. Sie wollte also ihre Jugenderinnerung mit mir auffrischen. «Wirst du kommen?» hatte sie mich gefragt. Aber wie sollte ich dies bewerkstelligen? Was sollte ich meiner Frau erzählen? Geschäftliche Gründe vorschützen? Das ist ausgeschlossen, denn Alice ist mit allen Frauen meiner Kollegen und Geschäftsfreunden bekannt oder befreundet, so dass sie in kürzester Zeit die Wahrheit erfahren würde. Die Frage: «Kommst du auch mit mir?» verfolgt mich die ganze Nacht; auf dem Leuchztifferblatt meines Weckers kann ich erkennen, dass es bereits 5 Uhr ist. Eine Jugenderinnerung auffrischen? Aber wie?

Ich musste doch noch eingeschlafen sein, denn als ich um Punkt sieben Uhr erwachte, kam mir blitzartig in den Sinn, wie ich die Sache mit Evelyne bewerkstelligen könnte. Im Bureau schrieb ich sofort einen Brief an meinen besten Freund, der im Städtchen meiner Eltern, das an der Bahnlinie nach Zürich liegt, wohnt, und der folgendermassen lautete:

«Lieber Peter! Du bist ein wirklicher Freund, und deshalb ersuche ich Dich, mir den Gefallen, um den ich Dich bitte, zu tun, ohne zu fragen, weshalb. Sobald Du im Besitze meines vorliegenden Schreibens sein wirst, musst Du mir umgehend nachstehendes Telegramm absenden:

Deine Mutter schwer krank, komm sofort.»

Alles ging nach Wunsch; zwei Tage später traf abends um zehn Uhr das bestellte Telegramm ein. Ich heuchelte grösste Bestürzung, tröstete aber meine Frau, indem ich ihr sagte, dass die Krankheit vielleicht nicht so schlimm sei. Dann schaute ich im Fahrplan die Abfahrtzeiten der Züge nach

und teilte Alice mit, dass ich kurz nach Mitternacht fahren würde. Sie packte mir sofort einen kleinen Koffer. Dann gab ich ihr einen Abschiedskuss und ging.

Nun sass ich bereits im Eisenbahnwagen. Ich arbeitete fieberhaft einen genauen Plan für mein Vorgehen aus. Im Städtchen meiner Eltern würde ich aussteigen und meiner Frau ein beruhigendes Telegramm zustellen. Dann würde ich zuerst meiner Mutter einen Besuch abstatten und darauf Peter, um ihm den Zusammenhang mit dem erlogenen Telegramm zu erklären. Vielleicht würde ich nicht zehn, sondern nur vier, fünf oder sechs Tage mit ihr verbringen können. Aber die Anzahl der Tage war mit nicht so wichtig. Und nachher? Nachher würde ich wieder zufrieden zu meiner Frau, in mein Haus zurückkehren, und das Leben würde wieder weitergehen wie vorher: Büro, Arbeit, Heim, Alice, wieder Büro, Frühling und Herbst, Sommer und Winter; Radiomusik am Abend, gelegentlicher Kinobesuch, Jahrhaus, jahr-ein.

Immer stiegen noch mehr Menschen in den Nachtschnellzug ein; Verliebte verabschiedeten sich auf dem Bahnsteig, andere schwatzen, um sich die Wartezeit zu vertreiben, aber ich höre und sehe nichts, ich denke nur an mein Abenteuer mit Evelyne vor zehn Jahren, das nun wieder aufleben soll.

Plötzlich höre ich eine Stimme «André!» rufen. Ich erwache aus meinen Träumereien, blicke durch das Wagenfenster und vernehmen von neuem den Ruf «André», André!» Da sehe ich im Dunkel der nächtlichen Bahnhofshallen eine weibliche Gestalt, die dem Bahnsteig entlang läuft. Um Gotteswillen! Es ist Alice, meine Frau. Ich rufe:

«Alice, Alice, hier bin ich!» Sie bahnt sich einen Weg durch das Gedränge, steigt zu mir ins Abteil und setzt sich neben mich. Nun umarmt sie mich und beginnt plötzlich zu weinen, indem sie mühsam hervorbringt:

«Ich komme mit dir, André.»

Ich versuche sie zu beruhigen.

«Aber Alice, was ist denn vorgefallen? Ich bitte dich, weine doch nicht. Erzähle mir, was dir zugeschossen ist!»

«Es ist furchtbar», sagte sie schluchzend und überreicht mir ein Telegramm, das an sie adressiert ist. Zuerst fällt mir auf, dass es die Unterschrift meines Vaters trägt. Ich verstehe nicht mehr, aber dunkle Vorahnungen überfallen mich. Endlich

lese ich den Telegrammtextr: Teile bitte André vor-sichtig Tod seiner Mutter mit, erwarte Euch beide.

Nun setzt sich der Zug in Bewegung. Seine In-sassen sprechen, lachen, rauchen, streiten oder schlafen. Wir entfernen uns immer mehr von un-serer Stadt, und ich entferne mich immer mehr von meinen Jugenderinnerungen, von diesen Er-innerungen, die man niemals auffrischen soll. Das Leben selbst hat mich gerecht bestraft, und ich muss zugeben, dass ich es verdient habe. Man muss im Leben immer vorwärts und nicht zurück-blicken.

Wir fahren immer weiter. Alice sitzt neben mir und blickt mich traurig an. Nach einer Weile sagt sie:

«Ich habe kein Billett, André; ich hatte keine Zeit mehr. Willst du es bitte dem Kondukteur sagen, bevor wir gebüsst werden? Bei den heutigen Preisen und mit deinem Lohn können wir uns dies nicht leisten ...»

«Schon gut», antwortete ich, «ich werde es ihm sagen.»

Obwohl meine Nerven zu versagen drohen und mir das Blut im Kopf hämmert, versuche ich mich nach aussen zu beherrschen. Tausend Gewissens-bisse plagen mich; ich quäle mit mit Selbstvor-würfen. In dieser seelischen Pein ist mir nur eines klar: Das ist die Strafe. Die Strafe für die Lügen, den beabsichtigten Ehebruch, für das frevelhafte Spiel, das ich trieb, als ich den Gesundheitszustand meiner Mutter als Vorwand für das Telegramm nahm. In meiner Zerknirschung beginne ich zu glauben, dass ich sogar die Schuld am Tode meiner Mutter trage, ja, dass ich ihren Tod heraufbeschwo-ren habe. Dann wieder versuche ich mir einzureden — und dies wohl zu meiner eigenen Ent-schuldigung und Entlastung, dass ich meinen Freund veranlasste, das Telegramm abzusenden, weil ich eine dunkle Vorahnung ihres kommenden Todes hatte, weil ich ihr nahendes Ende unbewusst gespürt hatte. Aber nein, in meinem Innersten weiss ich, dass es die Strafe ist für mein Vorgehen, das ich nun selbst nicht mehr verstehen kann und dessen ich mich schäme.

Während alle die Empfindungen der Reue, Be-schämung und Trauer um meine Mutter auf mich einstürmen, rollt der Zug, in dem ich sitze, unent-wegt seinem Ziel entgegen, gleichsam unser Schick-sal, das seinem Gesetze gehorcht, versinnbild-lichend.

J. Graf